

# Buchbesprechungen

## 1. Gesamtdarstellungen

Normieren, Tradieren, Inszenieren. Das Christentum als Buchreligion, hg. v. ANDREAS HOLZEM. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. 352 S. Geb. € 49,90.

Als Dankesgabe für einen der innovativsten Kirchenhistoriker in der gegenwärtigen deutschen Universitätslandschaft ist das vorliegende Buch aus dem Kreise seiner akademischen Schüler und Kollegen erarbeitet worden. Aus der Feder von Arnold Angenendt stammt eine beeindruckende Zahl von Publikationen, die nicht nur als zentrale Referenzgröße im wissenschaftlichen Diskurs fest etabliert sind, sondern auch über die Kirchengeschichte hinaus das interdisziplinäre Gespräch bereichert haben. Dem Geehrten ist somit etwas gelungen, was nur wenigen seiner Zunftgenossen beschieden ist – über die eigene Disziplin hinaus zu wirken.

Dem ungewöhnlichen Forscher wurde ein ungewöhnliches Buch gewidmet, das durch die Art und Weise, wie christliche Buchkultur in den Blick genommen wird, seinerseits als höchst innovativ zu bezeichnen ist. Hervorgegangen aus einem Symposion, das 1999 zu Ehren von Arnold Angenendt in Münster veranstaltet wurde, thematisiert es »Prozesse der Normierung, der Tradierung und der Inszenierung des Buches selbst, seiner als heilig geltenden Inhalte, der mittels des Buches vollzogenen Rituale und nicht zuletzt der den Buchgebrauch bestimmenden und vollziehenden Trägergruppen« (S. 10). Nach einleitenden Beiträgen von *Andreas Holzem* über das Christentum als Buchreligion und *Walter Burkert* über die Schriftlichkeit in Kulturen des Altertums, der nachdrücklich darauf hinweist, wie sehr die Entwicklung eines Kanons vom Verständnis heiliger Texte als Offenbarung abhängt, widmet sich der erste Hauptteil »Kommentar und Geschichte« der Frage, wie eine einmal erfolgte Kanonisierung präsent gehalten werden kann, nachdem die ursprünglichen Kontexte und lebendigen Überlieferungszusammenhänge verloren gingen. Mit unterschiedlichen Akzentuierungen und Erkenntnissen verweisen die Beiträge auf die zentrale Bedeutung des Kommentars als Vergegenwärtigung und Verlebendigung des Kanons: *Wilhelm Geerlings* (Die lateinischen patristischen Bibelkommentare der Antike), indem er zeigt, wie sich der christliche Kommentar den Methoden der griechisch-römischen Tradition bediente, zugleich aber auch durch die kommentierende Re-Präsentation des kanonischen Textes in der Gestalt der Homilie aktualisierte; *Theofried Baumeister* (Der Rekurs auf die Bibel als Mittel zur Darstellung heiliger Geschichte in der altchristlichen Hagiographie), indem er zeigt, dass und wie die Gattung der Hagiographie aus der aktualisierenden Deutung der Bibel im zweiten Jahrhundert entstand, sowie *Nikolaus Staubach* (Schriftexegese und Kulturgeschichte. Zur Konzeption von Augustins »Civitas Dei«), dessen Analyse der Kommentierungstechnik des Kirchenvaters Augustin den Zusammenhang von Büchern, Kultverbänden und Lebensordnungen sichtbar werden lässt.

Die vier Beiträge des zweiten Hauptteils »Kanonisierung und Lebensform« entfalten die Aktualisierung des Kanons hinsichtlich seiner Soziabilität stiftenden Dimension. *Bernhard Jussen* (»Verdunkelte Theologie im frühen Mittelalter? Tun-Ergehen-Zusammenhang und Gabentausch aus semantischer Perspektive) zeigt, wie vorgängige religiöse Logiken den Sinngehalt religiöser Traditionsstränge dergestalt überformen können, dass es zu einem »dauerhaften Nebeneinander entgegengesetzter, inkompatibler, zentraler Sinnfiguren« kommen kann. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt *Gisela Muschiol* (Hoc dixit Ieronimus. Monastische Tradition und Normierung im 12. Jahrhundert) in Hinblick auf die Schriften des Hieronymus, die einerseits das monastische Leben im frühen Mittelalter nachhaltig beeinflussten, andererseits selbst der selektiven, an Lebenssituationen, Befindlichkeiten und Identifikationen bemessenen Aneignung unterworfen waren. *Hubertus Lutterbach* (Peter Abaelards Lebensregel für Klosterfrauen. Zum korrigierenden Umgang mit dem fundierenden Text) konkretisiert diesen Befund am Beispiel Abaelards, der von der eigenen Welt- und Lebensdeutung aus auf Traditionsbestände zugriff. Im Umbruch des Reformationszeitalters,

dem der Beitrag von *Berndt Hamm* gewidmet ist (Wie innovativ war die Reformation?), wird die Selektion aus Tradition zum Bruch mit der Tradition gesteigert. Hamm konstatiert einen bereits im späten Mittelalter greifbaren Rückbezug auf die Heilige Schrift durch das reformatorische Prinzip der sola scriptura zu einem Punkt gesteigert, der einen positiven Rekurs auf bisher geltende Wissensbestände und Handlungsorientierungen nicht mehr zulässt. Sein Beitrag eröffnet zugleich den Übergang in das dritte Hauptkapitel, in dem es um die Vermittlung und Aneignung von Buchwissen geht. *Erich Zenger* (Der Psalter als Buch der Tora Davids. Zur Bedeutung der Verschriftlichung und Kanonisierung von Gebeten und Liedern) interpretiert den Psalter als Lebensbuch der Gottesbegegnung, der als »große geschichts- und schöpfungstheologische Komposition« zugleich »poetische Aneignung bzw. Aktualisierung der Tora« ist, Ort der wirkmächtigen Gegenwart Gottes. *Klaus Schreiners* faszinierender Beitrag (»Die Wahrheit wirt uns menschen verkündt durch Gottes Wort mündlich und schriftlich«. Debatten über das geschriebene und ungeschriebene Wort Gottes in volkssprachlichen deutschen Theologien der Neuzeit) führt, insofern an Hamm anknüpfend, an den Scheidepunkt der Reformation: Er zeigt, dass bereits spätmittelalterliche Reformtheologen dem Prinzip der sola scriptura nahekamen, indem sie Schriftnähe und Schriftsuffizienz zur Basis des kirchlichen Lebens machten. Während jedoch die Reformatoren exklusiv durch die Schrift die Kanonizität der apostolischen Lehre verbürgt sahen, sah die altkirchliche Seite die Authentizität der Schrift nur in der Auslegung durch die Kirche gesichert. Strittig war somit nichts weniger als die Suffizienz der Schrift – mit weitreichenden Folgen nicht nur für die Ekklesiologie, sondern auch für die Träger der Vermittlung des heilsverbürgenden Gotteswortes. *Andreas Holzem* (Das Buch als Gegenstand und Quelle der Andacht. Beispiele literaler Religiosität in Westfalen 1600–1800), Herausgeber des vorliegenden Buches, zeigt, wie in der weit verbreiteten frühneuzeitlichen Andachtsliteratur das kommunikative Potential des Buches genutzt wurde, um den Leser und Beter »in den umfassenden Sinnraum kollektiver Identität mit einer weitgehenden Verinnerlichung normierter Selbstverständnisse und Selbstimaginationen« zu führen und so in eine umfassende Gebets- und Kommunikationsgemeinschaft zu integrieren. Diesen beziehungs begründenden Charakter religiöser Lektüre betont auch *Wilhelm Damberg* in seiner Untersuchung der Zitationswerke theologischer Eliten im 20. Jahrhundert, nicht ohne die Frage aufzuwerfen, wie angesichts erodierender konfessioneller Milieus der heilige Text zukunftsweisend vermittelt werden kann.

Den Band beschließt das vierte, Kanonisierung und Zensur betitelte Kapitel. *Michael N. Ebertz* (»Tote Menschen haben keine Probleme«? – oder: Der Zwang zum Vergessen und Erinnern. Die Beschneidung des eschatologischen Codes im 20. Jahrhundert) zeigt, wie die Veränderung der Plausibilitätsstruktur der Nachkriegsgesellschaft, die nur ein zivilisiertes Jenseits, nicht aber den strafenden Gott zuließ, einen Akt kirchlicher Selbstzensur evozierte, der zum Verschwinden des eschatologischen Codes des Christentums mit seiner Rede vom Gericht samt Strafe und Verwerfung führte – paradoxerweise mit der Wirkung, die Attraktivität der Sakralinstitution Kirche zu mindern und nicht zu mehren. Deren nicht zuletzt als Folge der medienpolitischen Revolution der Reformation scheiternden Versuch, mittels Zensur eine vollständige Kontrolle des Buchmarktes und damit der neuzeitlichen Wissenskultur auszuüben, beleuchtet *Hubert Wolf* (Zensur – Medienpolitik – Index. Buchreligion und Bücherverbote). Beschlossen wird der Band durch einen Beitrag desjenigen, dem er gewidmet ist, *Arnold Angenendt* (Buchstabe und Geist). In Abgrenzung von der Verantwortungsethik des Aristoteles verweist die von der Barmherzigkeit Gottes geprägte Ethik des Neuen Testaments darauf, dass der göttliche Wille sich eben nicht in präzise und damit eindeutige Gesetzlichkeit fassen lässt, »Buchstabe« und »Geist« daher notwendig und unaufhebbar in jenem Spannungsverhältnis stehen, das die Christentumsgeschichte prägt.

*Norbert Haag*

Frömmigkeitsformen in Mittelalter und Renaissance, hg. v. JOHANNES LAUDAGE (Studia humaniora. Düsseldorf Studien zu Mittelalter und Renaissance, Bd. 37). Düsseldorf: Droste 2003. 352 S. Kart. € 29,95.

Der sehr lesenswerte, aus einer interdisziplinären Ringvorlesung an der Universität Düsseldorf hervorgegangene Sammelband enthält 16 »kulturwissenschaftliche Streiflichter«, die sich auf recht